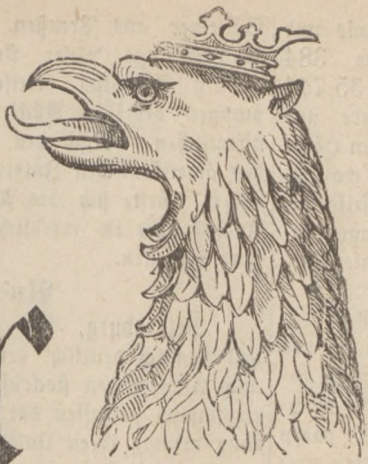




Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe.

Freitag, den 16. September 1881.

Nr. 430.

Deutschland

Berlin, 15. September. Zu den hollsteinischen Manövern meldet der Telegraph von heute: Iphoe, 15. September. Trotz der gestrigen Anstrengungen stieg Se. Majestät der Kaiser heute früh wieder zu Pferde, um sich zu dem Feldmanöver der 17. Division (Wartensleben) gegen die 18. Division (Lüderitz) zu begeben, welches in dem Terrain zwischen Iphoe und Hanerau stattfindet. Ihre k. k. Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessin, sowie der Prinz Wilhelm begaben sich ebenfalls in das Manöverterrain.

Der Kaiser wird von Iphoe aus sich morgen früh zu Wagen auf der Chaussee nach Schenefeld entlang nach dem Manöverterrain zwischen Iphoe und Hanerau begeben, um zum letzten Male dem Feldmanöver beim 9. Armeekorps beizuwohnen. Nach der Rückkehr nach Iphoe findet dann Nachmittags bei Sr. Majestät noch ein Dejeuner d'adieu statt und soll dann um 4 Uhr mittels Extrazuges die Abreise nach Kiel erfolgen.

Eine, die „Sinnesänderung“ des Kanzlers überschriebene Artikelserie leitet die dieswöchige „Prov.-Korr.“ mit folgendem Artikel ein:

Die Richtung, welche die innere Politik des Fürsten Bismarck eingeschlagen, hat in den Reihen derjenigen, welche sich früher um diese Politik scharten, mehr und mehr eine beklagenswerthe Abneigung und Gegnerschaft und ein unberechtigtes Mißtrauen hervorgerufen, welches zugleich von einem auffallenden Mangel an Verständnis für die wahren Bedürfnisse des Volkes zeugt.

In den Kreisen der fortschrittlich-liberalen Partei macht man es dem Fürsten Bismarck förmlich zum Vorwurf, daß er in der inneren Politik andere Bahnen eingeschlagen habe, als bis vor wenigen Jahren, und gerade in dieser seiner „Sinnesänderung“ glaubt man einen hinreichenden Grund dafür zu finden, daß man sich von ihm und der Unterstützung seiner Politik abwendet und den Mann auf das leidenschaftlich bekämpft, welcher nach dem allseitigen Anerkenntnis Deutschlands Ruhm, Macht und Größe begründet hat. Es wird dem Volke vorgeworfen, Fürst Bismarck habe „reaktionäre“ Anwandlungen, er habe seine früheren Grundsätze verleugnet, er strebe nach „Alleinherrschaft“, er wolle die Freiheit des Volkes vernichten und sogar sein eigenes Werk, das er mühsam aufgebaut, das deutsche Reich, zu Grunde richten.

Und doch hat derselbe, wie Keiner, Anspruch darauf, daß jeder Deutsche, dem sein Vaterland

lieb ist, und welcher die Verdienste des Reichskanzlers um dasselbe anerkennt, seine Beweggründe unbefangen und unparteiisch prüft.

Die Wendung in der inneren Politik des Kanzlers war aber eine Nothwendigkeit und das Ergebnis der Entwicklung der inneren Verhältnisse Deutschlands, welche sich naturgemäß vollzog.

Fürst Bismarcks politische Thätigkeit hat sich von Anbeginn seiner Ministerpräsidentschaft auf die auswärtige Politik und vornehmlich auf die deutsche Frage richten müssen, deren Lösung und Neuregelung seit den vierziger Jahren alle Gemüther beschäftigt hatte. Der Widerstand, welchen er hierbei seitens der liberalen Partei fand, hat ihn von seinem einmal für richtig befundenen Entschlusse nicht abzubringen vermocht, und er hat damit unüberleglich bewiesen, daß es von einem seines Zieles bewußten Staatsmanne unklug wäre, sich nach den Rathschlägen zu richten, die von der Taktik der Parteien eingegeben werden.

Als der norddeutsche Bund und vollends das deutsche Reich — wie man weiß, mit viel Mühe und Noth — gegründet war, lag dem Fürsten Bismarck in erster Linie der äußere und innere Ausbau des Reichs in seinen nothwendigen Einrichtungen ob. Erst nachdem das Nothwendigste geschehen, drängte sich dem Reichskanzler mehr und mehr die Aufgabe auf, das Reich auch in finanzieller Beziehung selbstständig und unabhängig zu machen und deshalb sich nach solchen wirtschaftlichen Hilfsquellen umzusehen, welche die Erreichung dieses großen nationalen Zieles möglich machen könnten. Die Kräftigung und Erhaltung des Reichs in finanzieller Beziehung allein durch besondere Heranziehung der indirekten Abgaben wäre aber nur eine halbe, ungenügende und unwirksame Maßregel gewesen. Die Erhaltung, Förderung und Vermehrung der produktiven Kräfte des Landes, welche vornehmlich in der Landwirtschaft und Industrie zu suchen sind, wurde das weitere Ziel, um dauernd eine Hebung der gesamten wirtschaftlichen Kräfte und so eine innere Gesundung des Reichs für die Zukunft vorzubereiten.

Die Wege, welche der Kanzler zu diesem Ziele einschlug, waren freilich von denen verschieden, welche die wirtschaftlich maßgebenden Persönlichkeiten und Parteien im Reich bisher empfohlen hatten. Für die Lebensbedingungen und Aufgaben, welche das neue große geeinigte Staatswesen zu erfüllen hatte, erwiesen sich die bisher leitenden Grundsätze eben als unzulänglich. Fürst Bismarck wollte seine Schöpfung auch gesund und stark erhalten.

halten und mußte sich, nachdem die ersten Einrichtungen des neuen Gemeinwesens nach allen Seiten hergestellt waren, nunmehr mit einer vorurtheilsfreien Prüfung derjenigen Grundsätze beschäftigen, welche für die volkswirtschaftliche Entwicklung und Geschichte aller Völker von besonderem Einfluß gewesen sind. Die auswärtige Politik und ihre harten Bedrängnisse hatten ihm (wie er mehrfach angedeutet) früher hierzu keine Zeit gelassen, das sachverständige Urtheil seiner selbstgewählten Gehälfen wollte er nicht anfechten und die Sorge für eine kräftige national-wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung des Reichs konnte naturgemäß erst dann an ihn herantreten, nachdem dasselbe einige Jahre hindurch sich äußerlich und innerlich eingerichtet hatte.

Die Geschichte der anderen Völker und namentlich einiger großer Völker (Frankreich, England, Nordamerika), die in finanzieller und wirtschaftlicher Beziehung von aller Welt beneidet dastehen, lehrte den Kanzler, daß das junge Reich sich nicht länger den Gefahren einer Wirtschaftspolitik aussetzen könne, welche lange von politischen Wortführern als der Inbegriff aller Weisheit, Freiheit und Glückseligkeit ausgegeben war, welche aber doch in Wahrheit und in der Wirklichkeit bisher nur ein solcher Staat zu seinem eigenen Nutzen verwerten konnte, den eine mehr als hundertjährige, auf die Hebung der eigenen Volkskraft gerichtete Wirtschaftspolitik zu einer auch wirtschaftspolitischen Großmacht ersten Ranges und zur Beherrscherin des allgemeinen industriellen Marktes gemacht hatte. Die freihändlerischen Lehren der englischen Volkswirthe waren eben für das stark gewordene England berechnet und fanden überdies niemals eine allgemeine Anwendung auch in Bezug auf Industrien, in welchen England anderen Völkern noch nachstand; sie wurden aber von den deutschen Freihändlern als die einzig und ewig wahren Grundsätze für das Gedeihen eines Volkes überhaupt ausgegeben, obwohl in der Geschichte auch nicht ein einziges Beispiel von der Zuträglichkeit derselben für einen volkswirtschaftlich noch schwachen und zurückstehenden Staat vorhanden ist.

Den Glauben an die Unfehlbarkeit jener an sich so beständigen und einfachen Lehre des Freihandels und des Gehenlassens, deren dauernde praktische Anwendung Deutschland den großen Nachbarn gegenüber wirtschaftlich in ein abhängiges, fast tributpflichtiges Verhältniß gebracht hätte, hat Fürst Bismarck, Gott sei Dank! überwunden und hiermit den Grund gelegt zu einer wirklich

nationalen Finanz- und Wirtschaftspolitik, welche sich nicht von fremden Grundsätzen, sondern von den ureigenen Bedürfnissen des Landes leiten läßt.

Eine neue Reihe von Thatfachen kam hinzu, um die Erwägung des Kanzlers zugleich nach einer noch andern Richtung zu lenken und denselben eine erhöhte Wichtigkeit zu geben.

Die Kaiserin traf, von Koblenz kommend, mittels Extrazuges gestern Abend 10 $\frac{1}{4}$ Uhr glücklich in Dos ein und fuhr von dort, begleitet von einer Hofdame, in einer Equipage nach Baden-Baden, wo die Ankunft um 10 $\frac{3}{4}$ Uhr erfolgte. Ihre Majestät stieg im Mesmer'schen Hause ab. Das Gefolge, darunter auch der Geheimrath Dr. Belten, war mit dem Extrazuge bis Baden-Baden gefahren.

Die regierungsfreundliche italienische Zeitung „L'Italia“, welche bekanntlich in französischer Sprache erscheint, bringt unter dem Titel: „Herr von Bismarck und der Vatikan“ den nachstehenden Artikel:

„Ist Fürst Bismarck wirklich, wie man es gesagt hat, auf dem Wege nach Kanossa? Diejenigen, welche dieses Gerücht zuerst in Umlauf gesetzt haben, werden wohl auch die Ersten gewesen sein, um über die Naivität derjenigen zu lächeln, welche demselben Glauben geschenkt haben. Die Ernennung eines Bischofs und die Unterhandlungen mit dem Vatikan bezüglich der Befestigung anderer leerer Bischofsitze beweisen nur, daß der deutsche Reichskanzler nicht kämpft, einfach um zu kämpfen, sondern daß er in erster Linie ein Staatsmann ist. Seine Handlungsweise ist streng logisch; an dem Tage, wo er gesehen hat, daß der Vatikan Deutschland gegenüber eine unzweideutig feindliche Haltung annahm, an dem Tage auch hat er den Kampf aufgenommen, und zwar in einer Weise, die deutlich zeigte, daß er ihn bis zu Ende durchzuführen werde. Er hat jeden Widerstand, ob derselbe von oben oder von unten kam, gebrochen, und wenn er sich jetzt auch geneigt zeigen sollte, die Schärfe der Maßregeln zu mildern, so würden dieselben immerhin in ihrer Gesamtheit die Grundlage des öffentlichen Rechts in Preußen bleiben. Diese Gesetze aber sind ein Vorbild, das alle Regierungen, denen daran liegt, die Rechte des Staates den Ansprüchen der Kirche gegenüber zu wahren, sorgfältig studiren sollten.“

Die veränderte Haltung des Vatikans, Preußen gegenüber, mußte nothwendigerweise auch die Haltung des Fürsten Bismarck modifiziren. Welches Interesse könnte der Reichskanzler daran haben, die religiösen Bedürfnisse eines Theiles der

Der Bergsturz von Elm.

Es war am Spätnachmittage des zweiten September 1806, von Aeth herüber am Zuger See klang der Uhrschlag der fünften Stunde, als sich auf halber Höhe der sanft geneigten Bergkette an der Rütliweide im Goldauertale unterm Rigi urplötzlich eine Erdschale öffnete und blizschnell breiter und länger wurde. Und urplötzlich begannen die Tannen des Jonswaldes wellenförmig zu wogen und gleich dem lebenden Forste in Shakespeares gewaltigem Drama bewegte sich das Gebölge in die Tiefe, mit schreckhaftem Getöse flogen Raben und Krähen auf . . . und schon stürzten Wiesengelände, Matten, Gärten, Stallungen, Häuser in die Tiefe . . . ein fürchterlicher Knall und die Steinbergesschutt, eine Felsenmasse von mehreren Millionen Kubikmetern und die ganze, mehr als 100 Fuß hohe Nagelschutthand des „Gemeinde-März“ fauste zu Thal . . . 5 Minuten, und 200 Gebäude und Scheunen waren unter Felsblöcken, Erdschutt und Rasenboden begraben, mit ihnen vierhundertundsechszig Menschen . . . alle rettungslos verloren, alle in einem Grabe vereint . . .

Welcher Schweizerreisende kennt nicht die Trümmerstätte von Goldau? So lange noch nicht die Bergbahn auf dem Rigi gebaut war, die von Aeth aufwärts als Gegenstück der von Wignau, zogen die Besucher des Allweltsberges hoch zu Fuß den Rigiweg empor, der darüber hinwegführte, erst kreuzt die Lokomotive die Strecke, an der gar nichts mehr zu bemerken, denn Höhlen und hohes Gestrüpp wächst über der Riesengruft der Opfer des Bergsturzes und wenn nicht im Baedeker die Thatfache verzeichnet stünde, dächte keiner von den Fahrenden an das graue Geschehniß, wie ja auch

Niemand daran denkt, wenn er von Chur heitritt in den sonnigen Tag durch das Rheintal gegen den Spilgen zu fährt, daß drüben am Calandagor erst seit 1842 ein Dorf halbverschüttet liegt, Felsberg mit dem gleich darauf gegründeten Felsberg, wie es ja auch ein Rigi-Goldau bleibt hart in der Sturzwand der Rütliweide des Rigi. Die ganze Zeit über gab es Ruhe und Frieden an den Schweizer Alpen, ein Bergsturz von dieser kolossalen Größe kam nicht vor, die kleinen werden ja nicht gezählt und nicht gerechnet, das sind Erscheinungen vom Tage und für den Tag . . .

Aber urplötzlich, wie an jenem verhängnisvollen Septembertage des Jahres 1806 im Ranton Luzern, brach gestern über ein Bergdorf im Ranton Glarus das gleiche Unheil los und zweihundert Personen liegen verschüttet unter den Schiefertrümmern des Plattenberges, und was vom Dorfe übrig geblieben, ist von gleichem Schicksale bedroht, Elm im Sernithale (nicht Rensithale, wie es in der Depeche hieß) ist zur Stunde ein Ort des Schreckens und des Elends.

Vier Wochen sind noch nicht zur Neige, da ist in Elm beim „goldenen Kreuz“ kräftigen Veltliner geschlachtet. Ich wollte von Glarus aus urplötzlich nach dem Stadelbergerbad, aber es hieß, es sei überfüllt und Kurbedürftige, wie Touristen hätten jede Stube im Bereiche der Schwefelwasserquelle in festen Besitz genommen. So bog ich denn bei Schöndorf durch die enge Klause ins Glarner Kleinthal ein oder das Sernithal, wie es im Volksmunde heißt, so benannt nach dem Flusse, der es durchströmt. Nur eine Station blieb es vor Elm, das kleine Dorf Matt, wohin sich seit der Reformation die Nachkommen Stauffacher's gezogen, und als ob der muthige Urvater des Ge-

schlechtes die ganze Thalbewohnerschaft in seine Patronanz genommen hätte, tritt hier auffallend uns ein hochgewachsener, starkköpfiger Menschenschlag entgegen, ganz verschieden von dem verkümmerten Volke im untern Theil des Sernithales. Die großartige Natur hat auch ihren Einfluß genommen; als wollten die Menschen nicht zurückbleiben in der Entwicklung, wenn Berge auf sie niederblicken, wie die Tschingelspitzen und das Zwölflhorn, so ragen sie über die Durchschnittsfiguren des gewöhnlichen Volkes empor. Von Matt geht eine Stunde weit nach Elm, dem letzten und höchstgelegenen Dorfe des Sernithales. Es heimelt an, wie Guttannen, das letzte und höchst gelegene des Haslithales auf dem Marsche nach der Grimsel — beide höher als 1000 Meter über dem Meerespiegel. Und wie in Guttannen im Winter viele Wochen vergehen, daß kein Sonnenstrahl die Fische der braunen Häuser streift, dringt auch in Elm kein Sonnenlicht über die hohen Berge, die den Rissel umfassen.

Die ganze westliche Schweiz hat keines Gleichen an Schönheit und Wildheit der Gegend. Von Elm kann man in 4 Stunden durch die tiefgrauigen, aber unbefruchtlich prächtige Tschingelschlucht nach dem Martinsloch, eine Deffnung im Felsen, durch welche man nach Elm sehen konnte und durch welche am 3., 4. und 5. März und am 14. und 15. September die Sonne scheint, und zwar so ihre Strahlen durch das Loch werfend, daß der Knäuf vom Kirchthurm zu Elm im Glanze aufleuchtet. Die Sonne wird morgen und übermorgen wieder nach dem Dorfe blitzen, nicht nach dem Dorfe mehr, nach der Trümmerstätte des Bergsturzes von Elm. Auch seinen historischen Tag hat Elm, als Suwaroff durch dasselbe marschirte, dem fürchterlichen Ende seines mehr als

waghaften Zuges durch das Gebirgslabyrinth entgegen. . . .

Der Telegraph meldet uns auch, von wo das Unheil gekommen. Vom Plattenberge, dessen Schieferbrüche sich weit und breit eines großen Rufes erfreuen und die schon in den römischen Zeiten ausgebeutet wurden. Der Plattenberg ist aber auch wegen seiner seltenen Thierversteinerungen berühmt — Agassiz zählt fünfzig ganz neue Genera. In Zürich im Museum kann man seltene Stücke vom Plattenberge sehen, eine petrifizierte Schildkröte und das petrifizierte Skelett eines Vogels, der wie ein Spatz aussieht. Die Ursache des Bergsturzes liegt unzweifelhaft in den lang anhaltenden Regengüssen, von welchen die Schweiz in den letzten vierzehn Tagen unarmherzig verfolgt wurde. Aber nicht allein die Regengüsse von Feuer mögen Schuld daran tragen, die nasse Witterung der letzten Jahre hat da mitgewirkt, sowie es in Goldau der Fall gewesen, wo auch schon zwei Jahre vorher starke Regengüsse niedergegangen waren. Mittelbar oder unmittelbar lassen sich alle Bergstürze auf den Einfluß des Wassers zurückführen. Das Wasser sickert unmerklich in die Felsenspalten, gefriert im Winter, sprengt das Gestein, macht es locker und plötzlich kommt es ins Schieben und verliert das Gleichgewicht — der Bergsturz ist da. Die sinnlosen Waldvernichtungen früherer Tage haben auch sehr gut Theil Schuld an den Zerstörungen. Ist in Goldau Nagelschutt vom Einfluß des Wassers ausgefegt gewesen, Nagelschutt, welche überdies leicht Wasser durchläßt und filtrirt, so hat das Geschiebe der Schieferplatten auch tausend Wege offen, wo das Wasser eindringt, sich einfrisst und einbohrt. Welch' erschreckliche Gewalt es endlich erlangt, sehen wir wieder an dem Bergsturz von Elm. (N. W. Z.)

katholischen Bevölkerung Preußens unbefriedigt zu lassen? Sein Interesse erheischt im Gegentheil, einen Kampf zu heben, der dem Staate ganz ebenso unbecommt wie der Kirche war. Fürst Bismarck hat mit unerschütterlicher Festigkeit dabei beharrt, die Rechte der Regierung vor jeder Verletzung zu schützen; gerade deshalb aber war es ihm gestattet, in Personenfragen und in solchen, welche sich ausschließlich auf dem religiösen Gebiete bewegen, nachgiebig zu sein.

Uebrigens handelt es sich, wie die „Nordd. Allg. Ztg.“ konstatirt, nur darum, Maßregeln zu treffen, welche geeignet sind, die katholische Bevölkerung zu beruhigen.

Italien kann den deutschen Reichskanzler zu den gegenwärtigen Verhandlungen mit dem Vatikan nur begünstigen. Jedes Zugeständnis, welches die Kurie der preussischen Regierung stillschweigend oder ausdrücklich macht, ist ein Schritt nach vorwärts, zeigt, daß die Kirche thatsächlich auf ihre alten Ansprüche Verzicht leistet. Italien hat in der That keinen Grund, sich darüber zu beklagen.

Wir haben von jeher den Wunsch geäußert, das Papstthum möge endlich aus dem engen Kreise des non possumus heraustreten und sich der allgemeinen Bewegung der zivilisierten Welt anschließen.

Wir wissen außerdem, daß ein jedes Ueberkommen zwischen dem Vatikan und dem preussischen Staate unter allen Umständen nur einen religiösen Charakter haben wird. Den Beweis dafür finden wir unter Anderem auch darin, daß die Organe der deutschen Zentrums-Partei mit dem Erfolge der Unterhandlungen keineswegs einverstanden sind, aus dem einfachen Grunde, daß diese Partei nicht hoffen darf, irgend welche politische Vortheile aus einer Versöhnung zwischen dem Vatikan und der Regierung ziehen zu können.

Ganz anders liegen die Sachen in Frankreich.

Frankreich ist bemüht, durch allerhand schöne Versprechungen die Freundschaft des Vatikan zu gewinnen. — Es ist kaum nötig, darauf hinzuweisen, daß Frankreich niemals religiöse, sondern immer nur politische Zwecke verfolgt; übrigens liegen bereits Thatsachen vor, welche als eine Wirkung der Versprechungen bezeichnet werden können, die Frankreich zweifelsohne dem Vatikan neuerdings gemacht hat: Leo XIII., mit einer Nachgiebigkeit und Schwäche, deren selbst Pius IX. nicht fähig gewesen wäre, hat keinen Anstand genommen, den ehrwürdigen Bischof von Tunis aufzuopfern und ihn durch den intrigantesten aller Prälaten, Monseigneur Lavignier, den Erzbischof von Algier, zu ersetzen. Omnia serviliter pro dominatione; — dies Wort des Tacitus ist von jeher die Devise des Vatikan gewesen.

Wir sehen dem Resultat der Unterhandlungen des Dr. Schöller mit dem Vatikan vertrauensvoll entgegen, denn wir wissen, daß mit den Koncessionen, welche Fürst Bismarck der Kirche gemacht wird, keine politischen Zwecke verfolgt werden. Es handelt sich, wir wiederholen es, nur um eine Wiederherstellung des religiösen Friedens. Um dies aber zu erreichen, wird kein deutscher Kaiser nach Konstantinopel zu gehen brauchen und wird auch kein Papst wie Gregor VII. im Exil sterben. Dasselbe Blatt „L'Estafette“ enthält ferner eine Korrespondenz aus Deutschland, durch welche verschiedene Gerüchte und Ansichten widerlegt werden, die von unserer Oppositions-Presse gegen eine Verständigung Preußens mit der Kurie in Umlauf gesetzt worden sind. Es heißt in dieser Korrespondenz unter Anderem:

„Die Klagen der liberalen Presse wegen der schwebenden Unterhandlungen in Rom sind ganz einfach dadurch zu erklären, daß gewisse politische Parteien, namentlich die national-liberale, das Wort „Kulturkampf“ auf ihre Fahne geschrieben hatten, und zwar nicht nur aus prinzipiellem Antagonismus gegen die Kirche, sondern besonders unter Hinblick darauf, daß der Konflikt zwischen Staat und Kirche in parlamentarischen Kämpfen vorthellhaft von ihnen ausgebeutet werden konnte.“

— In Pest dauern die Ovationen für den Lieutenant Gödel fort; Wiener Blätter wird berichtet: Dem vom militärischen Ehrengerichte zum Verluste der Offiziers-Patente verurtheilten Lieutenant Stephan Gödel hat die Pester Universitäts-Jugend heute ein Bankett gegeben. Während des Banketts wurde folgendes Telegramm an den Kaiser abgeschickt: „An Se. Majestät den Apostolischen König Franz Joseph in Wien. Die Universitäts-Jugend, versammelt bei dem zu Ehren Stephan Gödel's veranstalteten Bankett, ruft, vertrauensvoll erwartend, daß die Verleger der ungarischen Verfassung ihrer Strafe nicht entgehen werden, Euer Majestät, als dem obersten Kriegsherrn, dem ersten Ungar und konstitutionellen König, aus tiefstem Herzen ein begeistertes Heil zu. Die Pester Universitäts-Jugend.“

— Die Lage der Franzosen in Tunis ist unverändert; die Insurgenten sind außerhalb der Hauptstadt Herren des Landes, und Tunis selbst ist jeden Augenblick von einer Invasion derselben bedroht. Wo immer ein französischer Soldat sich außerhalb des verschützten Lagers zeigt, wird er von einer Ueberzahl von Feinden angegriffen und fällt derselben zum Opfer. Bei den verschiedenen Scharamühen französischer Reiter mit den Aufständischen hat es sich gezeigt, daß die französischen Pferde sehr leicht erschöpft werden und ihre Reiter mühsam, zu Fuß weiter zu kämpfen, wobei sie meist den Insurgenten in die Hände fallen und von diesen massakriert werden. Die Franzosen werden vor Mitte Oktober kaum in der Lage sein, die Offensiv zu ergreifen. In den Häfen von Marseille und Toulon werden tagtäglich Truppen nach Afrika eingeschifft. Von Marseille aus sind

vom 6. April bis 14. September nach Tunis und Algerien expedirt worden 83 Oberoffiziere, 384 Subalternoffiziere, 653 Unteroffiziere und 35,744 Korporale und Gemeine, dazu 4697 Pferde und Maulthiere. Aus Toulon und den anderen Häfen sind ungefähr die gleiche Anzahl befördert worden, und beläuft sich nunmehr das in Nord-Afrika beschäftigte Expeditionsheer auf 65,000 Mann Infanterie, 15,000 Reiter und 12 Batterien Artillerie.

Die Entlassung Mustapha-ben-Zematis, des bisherigen Günstlings und Premierministers des Bays, wird in Paris als ein großer Erfolg betrachtet, doch ist es sehr zweifelhaft, daß sein Nachfolger Mohamed-Rahmanad mehr Einfluß haben wird, die Tunesen zu Gunsten der Franzosen umzustimmen. Mohamed-Rahmanad ist 75 Jahr alt; er war der Nachfolger Kettubins, des späteren Großveziers, und wurde vor einigen Jahren durch Mustapha ersetzt, der seine Karriere als Barbier des Bays begonnen hat und von seinem Herrn verachtet mit Gütern beschenkt worden ist, daß die Verwandten Mohamed-es-Sabors endlich dagegen Protest erhoben, da der Bey selbst die seiner Familie gehörigen Besitzungen an den Minister verschenkt. Mustapha, der seinen Sturz vorausahnte, hat in den letzten Wochen in aller Hast alle seine Besitztümer veräußert; er wird fortan in Paris seiner Gesundheit leben.

— Der „N.-Z.“ telegraphirt man, daß man in der französischen Hauptstadt über den friedlichen Abschluß des Militäraufstandes in Egypten aufrichtige Befriedigung empfinde. Welcher Art dieser friedliche Abschluß ist, darüber verlautete bisher nichts Näheres. Vermuthlich handelt es sich um Nachrichten, welche an der Börse kursirten, anderenfalls würde der offizielle Telegraph wohl von einem so wichtigen, ganz Europa angehenden Ereignis schon Kunde gegeben haben. In Konstantinopel soll nach der telegraphischen Mittheilung eines hiesigen Blattes gestern die Nachricht aus Kairo eingetroffen sein, daß Cherif-Pascha die Bildung des Ministeriums unternehmen habe, nachdem die Ameer in einem schriftlichen Revers ihre rückhaltlose Unterwerfung erklärt hat. Weder die vorliegenden Pariser noch Londoner Blätter enthalten eine derartige befriedigende Mittheilung, vielmehr lauten alle von denselben veröffentlichten Depeschen aus Egypten dahin, daß eine Verständigung zwischen Cherif und den Aufständischen nicht erfolgt ist. Das Haupt der Meuterer Durabi Bey hat bisher eine so zuversichtliche Haltung beobachtet, daß es selbst bei einem Orientalen auffällig wäre, wenn er sich plötzlich unterworfen haben sollte. Einem Korrespondenten des Journals „Paris“, der ihn interviewte, erklärte er, daß eine Landung europäischer Truppen mit einem allgemeinen Massacre der Europäer beantwortet werden würde. Den Türken könne er 5000 ägyptische mit Remingtons bewaffnete Soldaten und sechs Batterien Krupp'scher Geschütze entgegenstellen, außerdem zähle er auf 150,000 bewaffnete Beduinen. Um für diesen Fall vorbereitet zu sein, soll Durabi Bey das Material der Eisenbahn von Suez nach Port Said mit Beschlag belegt und 3000 Mann nach Ismailia abgeschickt haben, um die Landung fremder Truppen zu verhindern.

— Der Telegraph hat bereits gemeldet, daß der Sergeant Mason, der beauftragt war, die Wache des Attentäters Guiteau im Gefängnis zu kommandiren, den Versuch gemacht hat, Guiteau zu erschlagen. Es war am Sonntag Nachmittag, und die Wache, die unter Masons Aufsicht stand, war eben abgelöst worden. Der Gefangene stand am Fenster seiner Zelle, als Mason durch die Gitter hindurch mit seiner Flinte auf ihn zu schießen versuchte. Die Kugel ging zwischen den Gitterstäben hindurch, aber sie verfehlte um mehrere Zoll den Kopf Guiteaus. Mason ist neunzehn Jahre im Dienst und seine Vorgesetzten haben ihm die besten Zeugnisse gegeben. Er selbst ging unmittelbar nach verübter That zu seinem Kapitän und meldete ihm, er habe einen Schuß auf Guiteau abgefeuert; seine Absicht sei gewesen, den Gefangenen zu tödten, weil er nicht einen Mörder habe bewachen und beschützen wollen. Mason ist sofort verhaftet. Auf Guiteau hat der Versuch, ihn zu erschlagen, einen furchtbaren Eindruck gemacht. Er warf sich auf den Boden seiner Zelle, und die Wärter fanden ihn schluchzend und laute Gebete ausstöhnend. Er weigerte sich, aufzustehen, und blieb im äußersten Winkel seines Gefängnisses während des ganzen übrigen Tages auf den Knien liegen. Der Kapitän, unter dessen Kommando Mason steht, erklärt, dieser sei mehrere Tage vorher krank gewesen und habe sehr starke Medizin eingenommen; er glaubt, daß er durch den Genuß der Medizin in eine außergewöhnliche Nervenregung versetzt worden sei, und stellt die That auf Rechnung dieses Umstandes. — Was das Befinden des Präsidenten Garfield anlangt, so ist dasselbe, wie man weiß, wieder besser. Garfield spricht mit schwacher, aber natürlich klingender Stimme und kann die Lippen mit Leichtigkeit bewegen. Der Generalpostmeister der Vereinigten Staaten, mit welchem der Präsident persönlich befreundet ist, hat ihn besucht, und er unterhielt sich mit ihm über Angelegenheiten des Postdepartements.

— Aus Ottawa in Nord-Amerika kommt eine Nachricht, die darauf schließen läßt, daß die nächstjährige Auswanderung hinter der diesjährigen nicht zurückbleiben wird. Auf Einladung der dortigen landwirtschaftlichen Behörden ist in Ottawa eine Deputation deutscher Gutbesitzer eingetroffen, als deren Führer die folgenden Herren genannt werden: Professor Webersheim aus Württemberg; Gutbesitzer Ludwig Glod aus Holsheim; Gutbesitzer Gerhard aus Baden und Gutbesitzer P.

Schreiner aus Preußen. Die Genannten sollen im Auftrage vieler Auswanderungslustiger den Westen Amerikas bereisen und ihre Wahrnehmungen bei ihrer Rückkehr nach Deutschland veröffentlichten. Nach den Auslassungen, welchen sie den amerikanischen Interviewern gegenüber gemacht haben, dürfte sich die Auswanderung des nächsten Jahres auch in erheblicher Weise auf Süddeutschland erstrecken.

Ausland.

Petersburg, 11. September. Letzter tritt jetzt ziemlich deutlich hervor, daß die Kaiserreise nach Danzig den russischen Nationalstolz ganz empfindlich getroffen hat. Die Presse dieser Richtung vermag ihren Unwillen nur mühsam dadurch zu zügeln, daß sie über die Bedeutung des Ereignisses sich überhaupt jedes Urtheils enthält und nur aus deutschen Zeitungen entnommene kurze Festberichte von Glockengeläut und Kanonendonner ihren Lesern aufzählt. Selbst der „Porjadok“, das sonst so besonnene tüchtige Blatt, verheißt sein Mißtrauen gegen Bündnisse im Allgemeinen und speziell mit Deutschland in seinem heutigen Leitartikel nicht und meint, Rußland habe immer als eine Art von Don Quixote aus reiner Großmuth sich stets für Deutschland aufopfert und schließlich noch immer mit Unbath belohnt worden. Wir wollen keine alten Wunden aufreißen, namentlich nicht in jetziger Zeit, wo wir uns des Entgegenkommens des russischen Jaren so von Herzen freuen, und die Geschichte hat ja längst über die That-sache gerichtet, wer bezüglich der Vertragstreue das Aergere verbrochen; aber diese Erscheinung, die in der russischen Presse allerdings nichts Neues mehr ist, wundert uns, und zwar deshalb, weil sie selbst in dem Deutschland sonst nicht feindselig gestimmten „Porjadok“ auftritt. Der „Porjadok“ wittert nämlich — wie deutlich zwischen den Zeilen zu lesen ist — ein russisch-deutsches Bündnis, und als Folge desselben einen neuen deutsch-französischen Krieg, in den nothwendig Rußland verwickelt werden müsse. In Deutschland freut man sich über die Kaiserbegegnung gerade deshalb am meisten, weil man nun keine Besorgnis mehr vor Rußland oder richtiger vor der Lieblingsidee der Gambettisten und Pan-slawisten, vor einem Bündnis zwischen Ost und West zu haben braucht; wenigstens so bald noch nicht. Das deutsche Volk ist zwar so friedfertig wie das russische und seine besonnenen Staatsleiter gewährelen hinreichende Bürgschaft für friedliche Politik, so lange und so weit man es eben selbst in Frieden läßt. Die Russen wissen wahrscheinlich auch ganz gut, daß der Deutsche friedlichen Charakters ist, und fürchten auch gewiß keine neue „Don Quixoterie“ von Seiten Rußlands zu Gunsten Deutschlands, aber der russische Stolz ist augenscheinlich dadurch tief verletzt, daß von Rußland ein erster Schritt zur Annäherung gethan wurde, daß Kaiser Alexander III. zu Kaiser Wilhelm I. fuhr und nicht umgekehrt! Der Masse des russischen Volkes ist eine jede Friedensgarantie gleichgültig woher sie komme, jedenfalls hochwillkommen; aber so wie man ein wenig höher hinaufgeht, kann man antklopfen, wo man will, der Chauvin springt heraus. Belustigt ist das Gebahren des in sein Inneres getroffenen Herrn Railow, der zu der ganzen Kaiserreise auch kein Wortchen zu sagen weiß und sich nur über das „Wolfsjag Bureau“ beklagt, welches die Nachricht der „Danziger Zeitung“ nicht nach Moskau gemeldet hat und schließlich sich mit dem Trost begnügt: Fürst Bismarck habe augenscheinlich am 5. September selbst noch nicht die Ueberzeugung gehabt, daß die Begegnung zu Stande kommen werde. In Moskau lernt man, wie es scheint, sich rasch in das Unabänderliche zu fügen. Die Slawenfreunde haben ihre Rolle ausgespielt und die Macht der Railows und Arsalows geht zu Ende. Das beweisen sie durch Schweigen. Die „Nowoje Wremja“ aber nimmt als Rache für Danzig nun die Deutschensache wieder auf und arm an eigenen Einfällen, heßt sie diesmal nach ungarischer Weise gegen das deutsche Theater, dem man die Subvention entziehen solle u. s. w., und die „Ruskaia Wedomosti“ rächen sich durch einen höchst trübseligen Sedanfeier-Artikel, in dem anlässlich der Feier jenes Tages wieder einmal die große Unzufriedenheit über die Militärlasten in Deutschland behauptet wird, die dann auch der Sedanfeier zu einem gehörigen Absalle verholpen hätte. Doch genug davon. Sehr bemerkt ist es hier natürlich worden, daß Kaiser Alexander über eine Stunde mit dem Fürsten Bismarck gesprochen hat, und die Ueberzeugung bricht sich Bahn, daß trotz der Erklärungen der offiziellen Presse Abmachungen politischer Natur in Danzig geschlossen sind. Man meint allgemein, es habe sich nur um die sozialistische Frage und um orientalische Angelegenheiten gehandelt. Wissen können wir freilich darüber noch nichts.

Provinzielles.

Stettin, 16. September. Gestern sind von Ropenhagen die Erbprinzessin von Sachsen-Weimar nebst Gefolge und der italienische Gesandte Graf de la Carrocci mit Familie mit dem Postdampfer „Titania“ hier eingetroffen und nach Berlin weitergereist.

— Der Stettiner Lloyd-Dampfer „Käthe“ ist gestern früh mit voller Ladung von Newyork nach Stettin in See gegangen.

— Ueber die Form der Duitungsleistung läßt sich folgende gerichtliche Entscheidung aus: Es ist rechtlich begründet, daß bei einer Zahlung der Schuldner nur gegen eine ordnungsmäßige Duitung zu zahlen braucht. Zu einer solchen Duitung gehört aber, daß der Zahlungsempfänger sie mit eigener Namensunterschrift vollzieht. Die An-

nahme, daß der Zahlungsempfänger die Duitung auch von einem andern für sich unterschreiben lassen dürfe, weil der Eid dahin gestellt zu werden pflege, daß der Schwörende die Unterschrift weder selbst vollzogen noch durch einen andern habe vollziehen lassen, ist unzulässig. Denn wenn auch derjenige, welcher eine Urkunde durch einen andern für sich hat unterschreiben lassen, diese Urkunde gegen sich ebenso gelten lassen muß, wie wenn er sie selbst unterschrieben hat, so liegt doch auf der Hand, daß dem Zahlenden durch die ausgestellte Duitung die gebührende Sicherstellung nur dann gewährt wird, wenn bei einem Gebrauche derselben der Aussteller genöthigt ist, seine eigene Namensunterschrift anzuerkennen oder eidlisch abzuleugnen, nicht aber auch dann, wenn er mit der eidlischen Verneinung, einen andern mit der Unterschrift beauftragt zu haben, ihr die Beweiskraft entziehen kann, weil dafür die Urkunde kein äußeres Kennzeichen darbietet. Wegen eine solche unsichere Duitung ist niemand Zahlung zu leisten verpflichtet. Dagegen liegt kein genügender rechtlicher Grund vor, von dem Gläubiger die Ausstellung einer amtlich beglaubigten Duitung zu begehren, vorausgesetzt, daß der Gläubiger durch Unterzeichnung der Duitung in Gegenwart des Schuldners diesem die Gewissheit gewährt, daß er eigenhändig unterschrieben habe, wobei es dem Schuldner überlassen bleibt, wenn er es für nöthig hält, weitere Beweismittel für die Echtheit der Unterschrift in geeigneter Weise sich zu sichern.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Elysium: „Die Grille.“ Rändl. Charakterbild 5 Akte. Belle-vue: Gastvorstellung des Herrn Professors Paul Hoffmann.

Bermischtes.

Karlsruhe, 14. September. Heute nahm die großherzogliche Familie die Aussteuer der Prinzessin Victoria in Augenschein. Morgen und die folgenden Tage wird der Zutritt zu derselben dem großen Publikum gestattet sein. Die Ausstattung der ausgestellten Gegenstände ist wahrhaft großartig und überaus prächtig. Hervorzuheben ist vor Allem das Brautkleid aus weißem Atlas mit wunderschönen Brüsseler Spitzen garnirt und mit Myrthen- und Orangenzweigen verziert. Schleppe, Brautschleier, Taschentuch und Fächer haben dem Kleide entsprechende Aus schmückung. Der Myrthenkranz zeigt in der Mitte das badi-sche und schwäbische Wappen vereint, von Rosen umrahmt. Das strahlenförmige Diamantband, von meisterhafter Porzellanarbeit, ist auch als Halsband verwendbar. Das für den Einzug der Braut in Stockholm bestimmte Kleid ist aus blauem, mit gelbem Atlas ausgepudertem Sammet gefertigt. Ferner zeichnet sich noch ein reiches Schlittschuhkostüm besonders aus, dem sich die mannigfachen Roben in allen möglichen Farben und Stoffen anreihen. Die Ausstattung der kaiserlichen Entlein an Wäsche und anderem Hausbedarf ist wahrhaft königlich.

— (Eine Skatgeschichte.) Vier feierliche Bauern im Herzogthum Altenburg, der Wiege des Skatspiels, setzten sich während des letzten Winters an einem sonnabend Nachmittag zum Skat zusammen und fanden an dem Spiele so viel Reiz, daß sie, abgesehen von der Zeit, die sie für des Leibes Nahrung und Nothdurft gebrauchten, bis am Montag früh 8 Uhr spielten. Die Bauern hatten nicht billig gespielt; einer, der im Pech saß, hatte gegen 1500 Mark verloren, und der Wirth erhielt von den vier Spielern gegen 170 Mark Spiel- und Zechgeld. Zehn neue Kartenspiele waren von den Spielern verbraucht, über hundert Glas Bier und ein Duzend Flaschen Flaschen Wein getrunken und eilige gebratene Gänse und Hühner von ihnen während des Spielchens genossen worden. Als die Bauern am Montag früh in ihre Dörfer flogen, suchten sie ins nächste Dorf, um das Spiel fortzusetzen. — Man muß eben Altenburger Bauer sein, meint das „Frbbl.“, um sich so etwas leisten zu können.

Telegraphische Depeschen.

Kiel, 15. September. Die Königin, der Kronprinz und Prinz Karl von Schweden sind in der vergangenen Nacht mit dem Dampfer „Skinner“ von Kopenhagen hier eingetroffen und um 7 Uhr 40 Min. mittelst Extrazuges nach Frankfurt a. M. weitergereist. Bei der Ankunft, sowie bei der Abreise der Herrschaften waren die Spitzen der Civil-behörden anwesend.

Die russische Fregatte „Swellana“ ist heute von hier nach Kronstadt in See gegangen.

Wien, 15. September. Die amtliche „Wiener Zeitung“ veröffentlicht die Ernennung des Grafen Richard Belcredi zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes.

Paris, 15. September. (B. L.) Der „Gaulois“ erzählt, der Prinz Jerome Napoleon (Blon-plon) habe sich nach Konstantinopel begeben, um von dort ein Manifest zu erlassen, in welchem er allen Ansprüchen auf den französischen Thron zu Gunsten seiner Söhne entsagen werde. — Die „Rep. fr.“, das Organ Gambettas, erhebt gegen den „Temps“ und das „Journal des Debats“ die Nothwendigkeit einer baldigen Revision des Senats aufrecht. — Im Verkehr herrscht hier seit einiger Zeit großer Goldmangel.

Washington, 15. September. Eine offizielle Depesche von gestern Abend meldet: Die Aerte konstatiren eine leichte Besserung im Befinden des Präsidenten Garfield. Das Wetter ist nicht sehr günstig.